



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und behält man ihm nur die großen und wichtigen Dinge vor (*minima non curat praetor*), dann kann man jeden Widerstand gegen seine Anordnungen und schon die Aufforderung dazu aufs härteste strafen, und man wird des Erfolgs gewiß sein. Steckt aber der Staat in jedem Uniformrock, ist er es, der von den Händen eines ungeberdig um sich schlagenden Betrunkenen getroffen wird, ist er es, der über jeden Rehrichthausen räsonniert, die schwanzenden vom Bürgersteige jagt, den Philister um elf Uhr aus der Kneipe fortweist und den Bauern das Tanzvergnügen verdirbt, so ist sein Nimbus dahin; ein solcher Staat macht sich bald lächerlich, bald verhaßt.

Berichtigung. Im 25. Hefte des vorigen Jahrgangs der Grenzboten wurde ein in Graz erschienenes Buch „Geadelte jüdische Familien“ besprochen, aus dem eine Reihe von Namen mitgeteilt wurde, darunter der der Familie Benecke von Gröbzigberg. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß diese Angabe unrichtig ist. Die bis auf das Jahr 1734 zurückreichenden Taufzeugnisse und andre Nachweise ergeben die christliche Herkunft des als Benecke von Gröbzigberg geadelten Bankiers W. Chr. von Gröbzigberg.

## Litteratur

Die soziale Praxis betreffende Schriften. Der unermüdliche Landesgerichtsrat W. Kulemann hat in einer im vorigen Jahre bei Duncker und Humblot erschienenen Schrift, die wir doch nachträglich noch erwähnen müssen, einen Plan für die Reform unsrer Sozial(?)versicherung entwickelt, dessen Kern darin besteht, daß zu gemeinsamen Trägern aller drei Versicherungen Ortsklassen und Bezirksklassen gemacht werden; jene sollen die Krankengelder und zehn Prozent der Invalidenrente, sowie der Rente bei solchen Unfällen, die nicht den Tod zur Folge haben, diese neunzig Prozent der genannten beiden Arten von Rente und die Altersrente, sowie die Unfallentschädigung bei Todesfällen ganz zahlen. Den Vorwurf, der gegen die Altersversicherung erhoben zu werden pflegt, daß sie jugendliche Personen zu Beiträgen nötige für eine Rente, die sie erst mit siebzig Jahren, d. h. also in den meisten Fällen gar nicht erhalten, weist der Verfasser als unbegründet, ja als böswillige Entstellung zurück, da ja die Rente in den meisten Fällen in der Form von Invalidenrente bezogen werde. Man wird, meinen wir, mit dem Urteil über diesen Punkt zu warten haben, bis sich übersehen läßt, wie viel Prozent der Versicherten vor dem siebzigsten Jahre sterben, ohne Unfall- oder Invalidenrente zu beziehen. — Die Novelle zur Gewerbeordnung, die dem unlauteren Wettbewerb den Garauß machen soll, ist ja nun heraus, aber da es noch ein Weilchen dauern wird, ehe sie „zur Verabschiedung gelangt,“ so sind die Vorarbeiten der Handelskammern für sie noch nicht als Makulatur zu behandeln. Im Auftrage von elf mitteldeutschen Handelskammern (Braunschweig, Hannover, Kassel u. s. w.) hat Dr. Stegemann, der Syndikus der Handelskammer für das Herzogtum Braunschweig, unter dem Titel: Unlauteres Geschäftsgebahren (Braunschweig, Albert Limbach, 1894) zwei Bändchen herausgegeben, deren erstes eine anmutige Blütenlese „typischer Fälle“ enthält, während im zweiten Berichte, Anträge und Verhandlungen jener Korporationen über den Gegenstand zusammengestellt werden. Man ersieht daraus — und das dürfte das wichtigste sein —, daß sich nicht allein

einzelne hervorragende Mitglieder, sondern ganze Handelskammern gegen die strafrechtliche Verfolgung des „Verrats von Fabrik- und Geschäftsgeheimnissen“ erklärt haben, indem sie diese Neuerung teils für überflüssig, teils für gefährlich erklären. Erwähnt wird auch, daß der Verein deutscher Ingenieure am 24. August 1886 eine Erklärung gegen derartige Absichten der Gesetzgeber veröffentlicht hat; wenn wir uns recht erinnern, hat er sie wiederholt, sobald dem Reichstage die neue Novelle zugegangen war. — Der um den Bau von Kleinbahnen verdiente Geheimrat a. D. H. Schwabe hat einen höchst anziehend geschriebenen, mit reichem statistischem Material und hübschen Anekdoten ausgestatteten Rückblick auf die ersten fünfzig Jahre des Preussischen Eisenbahnwesens (Berlin, Siemenroth und Worms, 1895) herausgegeben. Wir dürfen die Schrift an dieser Stelle erwähnen, weil auch die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Eisenbahnen gehörig beleuchtet und der sehr achtungswerten Wohlfahrts Einrichtungen der preussischen Bahnverwaltung gedacht wird.

The Heavenly Twins by Sarah Grand. London, W. Heinemann, 1894

Wenn es wahr ist, daß jedes Kunstwerk in dem Maße an Wert verliert, in dem es irgend eine praktische Tendenz verfolgt, so hat der englische Roman von Anbeginn an in der moralisierenden Tendenz einen schlimmen Gegner gehabt. Die reine Lust am Fabuliren wird sehr oft durch ein Bestreben durchkreuzt, Übelstände aufzudecken, Reformen zu vertreten, ethische Grundsätze zu predigen, dem nur das Genie eines Dickens mit überlegener Gestaltungskraft den Anschein eines poetischen Kunstwerks zu geben vermochte.

In unsrer Zeit feiert der Tendenzroman in England die heillossten Orgien. Das novellistische, rein ästhetische Interesse am Menschenschicksal überhaupt ist ganz zurückgetreten, und während Plato jeder philosophischen Erörterung im Gespräch dramatisches Interesse zu geben vermag, wissen die gelehrten Frauen, die jetzt in England an der Spitze der geistigen Bewegung stehen, jede dramatische Situation in den reinen Athor philosophischer Abhandlungen zu erheben. Der Traktat hat die Novelle totgeschlagen.

Das Werk, das wir hier zu betrachten haben, ist ein interessantes Beispiel, wo sich einmal diese Scheidung zwischen Phantasie und Verstand aufs reinlichste vollzogen hat, sodaß sich beide wie Öl- und Wasserschichten neben einander abgelagert zeigen und als einziges gemeinsames Band den Band des Buchbinders anerkennen.

Einem Einwurf muß ich gleich von vornherein begegnen. Man könnte fragen, ob es denn der Mühe wert sei, diesen Sensationsroman der Beachtung zu würdigen, ob es nicht besser sei, den nächsten Tag abzuwarten, der das Ergebnis dieses Tages unfehlbar verschlingen wird. Aber es ist nicht der Roman als solcher, sondern gerade der Erfolg, den er gehabt hat, der ihm symptomatische Bedeutung giebt. Im Januar 1893 zuerst herausgegeben, hatte er bis zum Februar 1894 neun Auflagen erlebt, und wenn man dazu die englische Ausgabe bei uns rechnet, so kommen vielleicht nicht die 250 000 Exemplare, die in den Reklamen figuriren, aber doch immer eine so beträchtliche Anzahl gekaufter und gelesener Exemplare zusammen, daß man sieht, hier müssen Fragen behandelt sein, die im Zusammenhang mit dem Kulturleben unsrer Zeit stehen. Deshalb möchte ich das Buch, um ihm nicht Unrecht zu thun, auch zunächst als Traktat und erst in zweiter Linie als Kunstwerk betrachten, denn es ist offenbar, daß auf die Tendenz der Autor und sein Publikum den stärksten Nachdruck gelegt haben.

Es ist das heute so oft erörterte Thema der rechtlichen und sittlichen Stellung

der Geschlechter zu einander, das hier behandelt wird. Eigentümlich für englische Verhältnisse und, ich möchte sagen, der Lokaltone des Buches ist der antitheologische Zug, den wir in deutschen und französischen Büchern kaum hervortreten sehen. Die Kirche erscheint hier als das Mittel, wodurch die Männer die Frauen geknechtet und dieser Sklaverei eine transcendente Weihe gegeben haben. Immer wieder wird darauf hingewiesen, wie durch die Lehren der Demut und Geduld die Frauen systematisch dazu getrieben wurden, den Männern jahrtausendlang zu gehorchen, ihnen alle ihre Sünden und Ausschweifungen zu vergeben und sie dadurch nur noch immer schlechter zu machen. Wenn wir von unserm historischen Standpunkt aus geneigt sein sollten, diese Konstruktion in das Gebiet der andern Konstruktionen aus dem achtzehnten Jahrhundert von dem unendlich schlaunen Priester und der bethörten Menge zu verweisen, so dürfen wir doch nicht vergessen, und der Erfolg des Buches lehrt uns das (wenn wir es nicht schon aus Robert Elsmere wüßten), daß ein großer Teil der englischen Lesewelt in Bezug auf diese Fragen noch den Kampf des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts durchzufechten hat. Was zunächst die Frage betrifft, ob denn überhaupt das Weib geistig tiefer stehe als der Mann, so ist unsre Philosophin mit allen Waffen John Stuart Mills gerüstet. Sie hat sogar zwei Argumente, von denen das eine Eindruck macht, wenn das andre versagt. Sie beweist zunächst durch die That, daß von einer geistigen Inferiorität nicht die Rede sein kann, und führt dies nicht übel in ihrem Buche aus, indem vor den scharfen geistigen Waffen der Frau im Redekampfe die Männer ebenso sicher den kürzern ziehen, wie bei einer Schachaufgabe Weiß, je nachdem, nach dem dritten oder vierten Zuge matt setzen muß. Aber danebenher geht ein andres aus der Geschichte geholtes Argument: es ist gar kein Wunder, daß die Frauen tiefer stehen als die Männer, denn durch die jahrtausendlange Knechtschaft, die die Kirche und die Männer über sie verhängt haben, mußten ihre ursprünglichen dem Manne nicht gleichwertigen, sondern überlegnen Fähigkeiten verkümmern. Die Vererbung that das ihrige. Das moderne Weib muß sich aus dieser Häufung fremder vererbter Schuld freimachen. Damit stehen wir im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Überzeugungen der Verfasserin: sie ist Darwinistin oder vielmehr Spencerianerin in des Wortes vertwegenster Bedeutung. Ihre Heldin findet durch das, was frühere dunkle Zeiten eine Fügung Gottes genannt haben würden, bei ihrem bigotten Vater die sämtlichen Werke Spencers zusammen mit den neuesten physiologischen und evolutionistischen Schriften in einer längst vergessenen Kiste von verschleierte Herkunft auf dem Boden. Die Einsamkeit des Landlebens und natürliche Anlage ermöglichen es ihr, den ganzen Herbert Spencer (man weiß, was das sagen will) zu lesen.

So wird sie nach englischer Methode, ohne je ein Experiment gemacht zu haben, ohne je ein Sezirmesser in die Hand genommen zu haben, eine vollendete Physiologin, die sich stark genug fühlt, mit den Zauberworten Vererbung und Auslese jedes reale Problem bis zur Urformel zu lösen. Freilich muß man hierbei nicht zu viel Konsequenz erwarten. Für einen konsequenten Anhänger Spencers, der die Beobachtung machte, die den lehrreichen Inhalt dieses Buches bildet, daß alle Männer, bis auf verschwindende Ausnahmen, herz- und sittenlose Verführer, die Mehrzahl der Frauen engelreine, höchst moralische Gestalten sind, kann die Lösung dieses Problems nur nach einer Richtung erfolgen: es müssen im Verlaufe der natürlichen Zuchtwahl die Männer immer tugendhafte Frauen, die Frauen immer lasterhafte Männer gewählt haben. Und somit wäre die Tugend der Frauen das Erzeugnis der Männer, das Laster der Männer das Erzeugnis

der Frauen. Obwohl nun Mrs. Sarah Grand vor dieser Konsequenz zurückbeben würde, trägt sie doch Sorge, den einzigen stichhaltigen Einwurf dagegen, daß die Frauen ja keine Wahlfreiheit haben, abzuschneiden, indem sie zwei ihrer Heldinnen die Bewerbung zweier sittenreinen Geistlichen abweisen läßt, damit sie später in die Schlingen der Verführer fallen können.

Wenn aber die Theorie der natürlichen Zuchtwahl nicht so zu Ende gedacht wird, wie man es wünschen könnte, so wird um so ausgiebiger Gebrauch von der Vererbung gemacht. Diese Frage, die so mit Schwierigkeiten umgeben ist, daß, wenn überhaupt, nur die ausdauerndste Arbeit vieler Geschlechter das erwünschte Licht schaffen kann, wird hier in derselben rohen Manier als gelöst angesehen, die in den Werken Ibsens und Zolas auf jeden wissenschaftlich Gebildeten abstoßend wirkt. Es vererbt sich schlechtthin alles, außer den Tugenden der Vorfahren. Wie es möglich ist, daß es bei dieser Lage der Sache überhaupt noch lebensfähige Exemplare der Spezies *Homo sapiens* giebt, bleibt eins der wenigen ungelösten Probleme in diesem Buche.

Eine herrliche Stelle, die fast wie eine Satire auf die eignen Theorien klingt, findet sich am Schluß des Buches, wo die Heldin mit ihrem gleichfalls höchst evolutionistischen zweiten Gatten im Garten spazierend die Stammbäume beider Familien vergleicht, um daraus für den zu hoffenden Familiennachwuchs alle möglichen Gefahren noch vor seinem Erscheinen Revue passieren zu lassen. Ein verhärteter Skeptiker wird in dem darauf folgenden kurzen Wahnsinnsanfall der jungen Frau nur eine natürliche Folge derartiger ungesunder Gespräche sehen, und wenn sich ihr Gatte zum Schluß des Buches fragt, was er thun soll, ihr Leben erträglich zu machen, so kann man ihm nur empfehlen, in Zeiten, wie die, die seine Frau Gemahlin Augenblicklich durchlebt, niederdrückende Gesprächsthemen, zu denen doch eine Unterhaltung über die Laster der beiderseitigen Ahnen unbedingt gehört, sorglich zu vermeiden.

Wenn man all das Unglück zusammennimmt, das diese leichtfertige Vererbungstheorie in den Köpfen Unmündiger schon angerichtet hat, es würde eine Kostenrechnung ergeben, die hinter der von Voltaire der christlichen Kirche entgegengehaltenen wenig zurückbliebe. Und doch muß, wie gesagt, diese wissenschaftliche Seite den Hauptanziehungspunkt des vorliegenden Buches gebildet haben, denn der litterarische Wert des Buches steht noch tief unter dem wissenschaftlichen. Der Stil ist, soweit ein Ausländer urteilen kann, lehrhaft, trocken, schematisch in der Gesprächsführung und abschreckend, wo er lustig sein will. Der frühere herzerquickende englische Humor hat überhaupt in den Schriftstellerinnen von George Elliot abwärts bis zu Mrs. G. Ward keine nennenswerte Pflege gefunden, aber noch nie hat uns anstatt des frühern lebensvollen Lächelns ein solcher Totenkopf angegrinst wie in diesem Buche. Und doch hat sich die Verfasserin sichtlich Mühe gegeben. Das Buch verdankt seinen Titel einem unbändigen Zwillingspaare, das durch heitere Scherze, satirische Späße und alle längst beim infant terrible bekannten Eigenschaften die Heiterkeit des Lesers zu erwecken bemüht ist, im übrigen aber mit der eigentlichen Fabel des Buches ebenso wenig zu thun hat, wie das komische Entree der Gebrüder Cotrelli, das unsre Kinderzeit verschönte, mit den übrigen Leistungen des Zirkus Renz.

Am widerwärtigsten unter dem vielen Widerwärtigen, das der Band bringt, hat uns die Episode berührt, wo der weibliche Zwilling einen Kirchensänger, der sich in sie verliebt hat, als ihr Zwillingenbruder verkleidet, Nacht für Nacht besucht, um mit ihm von seiner Liebe zu reden, ein ruchloses Verfahren, das sich in diesem

Buch nur ein fleckenloses, edles Weib (Angela heißt sie) ungestrast erlauben darf. Ungestrast, denn der durch sie verursachte Tod des armen Tenors hat keine weitern Folgen, als Angelas alternden Gatten zum endlichen Besitz seines nunmehr liebenden Weibes zu verhelfen. Auf die unerträgliche Monotonie, mit der gewisse ästhetische Motive, wie das des Glockenspiels der Kathedrale, immer und immer wiederholt werden (stets mit eingedruckten Noten), mag als ein weiterer Beitrag zur Verrohung der Technik des englischen Romans nur kurz hingewiesen werden.

In Summa: Es ist ein trauriges Zeichen für das englische Publikum, daß dieses wissenschaftlich, ästhetisch und technisch gleich wertlose Buch ein Ereignis auf dem englischen Büchermarkt werden konnte.

Straßburg

P. H.

Das Recht auf Arbeit in geschichtlicher Darstellung von Dr. Rudolf Singer. Jena, Gustav Fischer, 1895

Schriften über das Recht auf Arbeit giebt es genug, aber außer dem kurzen Abriss in Georg Adlers Artikel im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (5. Bd., S. 366) und einem Abschnitt in Mengers Schrift über das Recht auf den vollen Arbeitsertrag (Grenzboten 1892, Nr. 50) keine historische Darstellung. Die vorliegende 84 Seiten groß Oktav starke Broschüre, die Gründlichkeit mit ruhiger, objektiver und geschmackvoller Darstellung verbindet, befriedigt daher ein Bedürfnis. Am meisten Stoff hat Frankreich geliefert. In Deutschland hat eigentlich erst Bismarck durch seine Äußerungen in einer Reichstagsrede (am 9. Mai 1884), die hier im Wortlaut abgedruckt werden, die Diskussion über den Gegenstand angeregt oder wenigstens in weitere Kreise getragen. Im Schlußkapitel gelangt der Verfasser zu Ergebnissen, die mit unsern Ansichten übereinstimmen: das Recht eines jeden auf Arbeit in seinem Berufe zu verwirklichen sei nahezu unmöglich, und auch schon das Recht eines jeden auf gemeine Arbeit durchzusetzen würde sehr schwierig sein; man solle dahin streben, durch Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, Organisation des Arbeitsnachweises und von Notstandsarbeiten, sowie durch Kolonisation die Rechtsfrage gegenstandslos zu machen.

Wider die Könige von der Saar und vom Rhein. Von Max Rieck. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1895

Pectus est, quod disertum facit. Der Unwille über das kühne Wort des Freiherrn von Stumm: „Es giebt keinen vierten Stand“ hat dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt. Er stellt den „Königen“ diesen Stand, den sie von ihrem Throne herab nicht zu sehen vermögen, vor, wie er leidet und lebt, und versichert, daß die kleinern Fabrikanten und Kaufleute schon lange nicht mehr in der Sozialdemokratie den Feind sehen, sondern in der bestehenden Ordnung oder Unordnung, die sie in den ebenso widerwärtigen wie aussichtslosen Konkurrenzkampf auf Leben und Tod hineintreibt. Zum Freiherrn von Stumm hat er das Zutrauen, daß er selbst, würde er zum „Wohlfstandschaffer“ fürs deutsche Reich erkoren, seine Amtsführung mit einer wirtschaftlichen Revolution einleiten würde. Die Zuständigkeit wird man dem Verfasser nicht absprechen wollen, da er selbst Fabrikant ist und sich auf befreundete Fabrikanten berufen kann, die seine Auffassung teilen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig